

Lehrjahre, erster Teil:

Obama macht Schule. Eigentlich ja noch nicht, denn jeder Präsident in den letzten dreißig Jahren hat hoch und heilig versprochen, das öffentliche Bildungswesen umzukrempeln, von Grund auf zu reformieren. Gelungen ist es noch keinem, denn das System ist tief verankert und voller Widersprüche. Die zu Weltuntergangsstimmung neigenden zitieren schon seit Jahren angeblich unbestechliche Statistiken, in denen die USA schlecht abschneidet. In Mathe liegen die Schüler hinter fast ganz Europa auf Platz 19, von Korea und Singapur gar nicht erst zu reden; in den anderen Naturwissenschaften auf Platz 16, und in höherer Mathematik sind sie bloß an 15.ter Stelle. Na ja, Deutschland ist da 14.ter, während die Schweiz die Nummer 3 einnimmt. In den höheren Fächern Chemie und Physik langt es auch nur für Platz 16, einen Punkt hinter Österreich und 10 Punkte hinter Deutschland. Was aber messen all diese Tests und was bedeuten die Tabellen? Andere Fächer wie Literatur, Geschichte, Musik, u.s.w. sind statistisch nicht erfassbar, heißt es, weil kulturelle Unterschiede den Vergleich nicht zulassen. Was aber, wenn innerhalb eines Landes selbst nahezu ebenso große gesellschaftliche, religiöse, und wirtschaftliche Unterschiede zu vermerken sind, wie es sie anderswo zwischen Ländern und Kontinenten gibt? Wenn dazu noch kommt, dass Immigrantenviertel aber hauptsächlich der Mangel an Englischkenntnissen die Integration erschweren? 26% der Kinder, d.h. 1,6 Millionen, die in California eingeschult werden, sprechen kein oder fast kaum Englisch. Es kann vorkommen, dass Lehrer am ersten Schultag mit einer Klasse konfrontiert werden, in der die Schüler 14 verschiedene Muttersprachen mitbringen, von Laotisch über Swahili bis Russisch. Und wie mit den 300 chinesischen Dialekten, Punjabi, Urdu oder Tagalog erst einmal umgehen, um dann hoffentlich damit klar zu kommen?



Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Zahlen und schauen wir uns die demographische Verteilung der Schüler in drei Staaten an. Die Klassifikation nach Rasse folgt der vom Bildungsministerium:

W = white; B = Black; H = Hispanic; A = Asian; NA = Native American

	<u>Ohio</u>	<u>Florida</u>	<u>California</u>
W	79%	48%	30%
B	17%	24%	8%
H	3%	25%	49%
A	1%	2%	12%
NA	0%	0%	1%

Die 0% für Native Americans bedeutet nicht, dass es sie nicht gibt, aber für die Statistik sind die 2.557 Indianerschulkinder in Ohio nicht erfassbar. In Alaska mit seinem 15,7% Anteil an Inuits sieht es etwas anders aus.

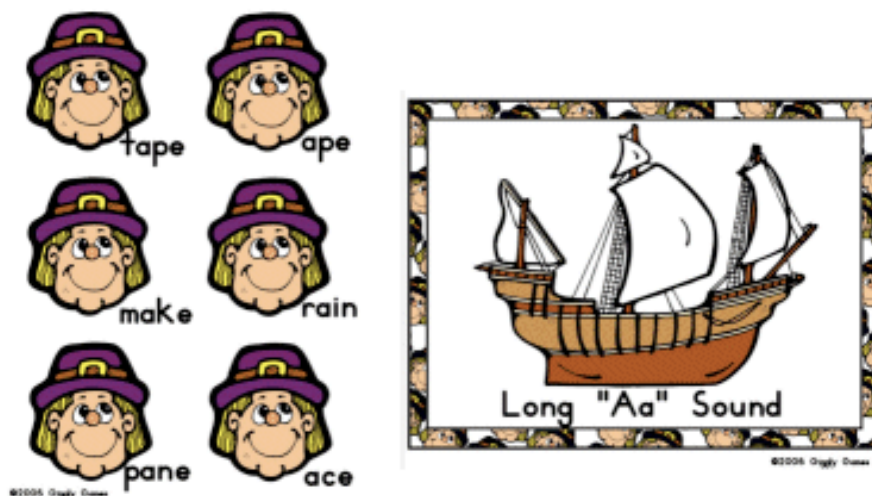
Zu den landesweit 95.726 öffentlichen Schulen kommen noch 34.681 Privatschulen, letztere zu 8.4% von einer Religionsgemeinde betrieben. Über eine Million Kinder in den USA werden von ihren Eltern zu Hause unterrichtet. Es ist daher klar, dass es keine allumfassenden überregionalen Lehrpläne gibt. Die Privatschulen müssen sich zwar ab und zu wie öffentliche einer staatlichen Akkreditierung unterziehen, doch das ist meistens eine reine Formalität. Ansonsten lehren sie wie und was ihnen gut dünkt. Die nach dem Englischen Modell sündteuren Internate haben sowieso den besten Ruf. Z.B. bietet die Phillips-Andover-Academy, gegründet 1778, ihren 1.109 internen und externen Schülern für \$ 39.100 Schulgeld pro Jahr mit kleinen Klassen und individueller Betreuung Bildung vom Feinsten.



Da können die öffentlichen Schulen in den Großstädten, die bis zu 3000 Schüler in sanierungsbedürftigen Gebäuden mit viel weniger Geld betreuen müssen, nicht mithalten. Und damit sind wir wieder einmal bei den Finanzen. Obwohl viele Privatschulen, besonders die kirchlichen, nicht so teuer sind wie die ganz exklusiven und es auch Stipendien für begabte Ärmere gibt, ist die notwendigerweise entstehende qualitative Schieflage in der Ausbildung offensichtlich. Aber auch die Finanzierung öffentlicher Schulen ist ungleich verteilt. Zwar gibt Vater Staat für jeden einzelnen Staat etwas ab, aber jede Gemeinde wird ebenfalls durch Grundsteuerbeiträge zur Kasse gebeten. Kurz, je reicher die Stadt oder das Dorf, desto besser die Besoldung der Lehrer, das Lehrprogramm und die Ausstattung.

Obwohl Geld eine nicht geringe Rolle im Niveau einer Schule spielt, trägt der Mangel an Konsens, was und wie gelehrt werden soll, weiters zu weit auseinanderklaffenden Leistungen bei. Auf die wie bereits an anderer Stelle erwähnte Unabhängigkeit pochend schreiben Staaten vage, oft weit voneinander abweichende Programme vor. Dazu kommt noch, dass sich alle nasenlang eine Flut neuer Lernstrategien, empfohlen von sogenannten Experten, von denen die wenigstens je vor einer echten Schulklasse standen, über oft überforderte und leider auch nicht immer pädagogisch gut ausgebildete Lehrer, ergießt. Ein Beispiel dafür war die hahnebüchene “whole word method”. Kinder sollten lesen lernen, indem sie ganze Wörter erkennen mussten. Buchstabieren war plötzlich verpönt. Das Ergebnis war vorauszusehen. Besorgte Eltern, die ihren Nachwuchs nicht als halbe Analphabeten heranwachsen sehen wollten, konnten ein paar \$\$ für “Phonetikspiele” hinblättern, um spielerisch zu

Hause Nachhilfe zu erteilen. Flinke Entrepreneurere hatten die Marktlücke sofort entdeckt.



Als Fremdsprachlehrerin habe ich die Folgen der “whole word method” selbst erlebt. Meine Studenten erkannten, wie auch anders, kein einziges deutsches Wort. Sie sahen das selbst und erzählten mir von ihrem Frust und ihrer Wut auf die Methode. Es gibt nämlich auch viele geschriebene Wörter in der Muttersprache, die man noch nie gehört hat.

Einen nationalen Standard gibt es ohnehin nicht. Zwar verabschiedete George W. Bush 2001 mit großer Fanfare das Gesetz “no child left behind”, um auch das von ihm gegebene Versprechen tiefgreifender Schulreformen einzulösen. Individuelle Schulen sollten durch Testergebnisse beweisen, dass ihre Schüler wenigstens minimale Voraussetzungen erfüllten, sonst würden ihnen von Washington keine Mittel mehr zufließen. Der Erfolg war gleich Null. Verängstigte Direktoren und Lehrer in den schwächsten Bezirken setzten erstens einfach den Standard herab und drillten zweitens die Kinder nur noch auf die Tests hin. Außerdem wehrten sie sich zu recht gegen die mit dem Gesetz verbundene Verordnung, Militärwerbfern in den Oberstufen häufigen und freien Zugang zu gewähren. Da alle Schüler zwischen 5-18 Jahren in eine unterschiedslose Struktur eingebunden sind (elementary school/middle school/high school), besteht auch keine Möglichkeit einen anderen Weg einzuschlagen, es sei denn die Eltern können sich ein Andover leisten. Manche High Schools bieten in ausgewählten Fächern für talentierte Schüler Fortschrittskurse an. Aber den High School Abschluss machen muss keiner. Das Schulpflichtalter ist wieder Sache des Staats und kann 16, 17, oder 18 Jahre sein. Die autonomen und

friedfertigen Amish finden sogar, dass ihre Kinder für ihr technologiefreies und der Landwirtschaft verpflichtetes Leben mit 14 genug Weisheit empfangen haben.



Amishes Schulzimmer

Dass ohne High School Abschluss nicht nur der Weg zum College versperrt ist, sondern auch sonst kaum Chancen im Leben voranzukommen bestehen, ist klar. Trotzdem lassen immer noch viel zu viele junge Menschen den Schulbetrieb hinter sich.

- W 5.8%
- B 10.7%
- H 22.1%

Es gibt mancherlei Gründe. Oft haben sie ihre Wurzeln in, siehe oben, kulturellen Unterschieden. Man bemerkt z.B., dass asiatische Kinder in der frühzeitigen Abbruchstatistik gar nicht aufscheinen. Sie kommen oft aus einem Umkreis, in denen Bildung geschätzt wird. Der hohe Prozentsatz der Hispanic und Afro-American “drop-outs” hingegen ist zum Teil, um es einmal deutlich zu sagen, auf eine gewisse Macho-Kultur zurückzuführen. Wenn sich dann noch die Familie einen Teufel schert, und die allmächtige Gruppe oder “Gang” jedes Zeichen von intellektuellem Interesse

verhöhnt, bedarf es schon eines starken Individuums, sich dagegenzustellen. Man braucht sich nicht zu wundern, dass es die diesem Druck nicht ausgesetzten Mädchen leichter haben und öfter den Abschluss schaffen. Hier ist nun Obama ein wahres Vorbild. Es ist jetzt OK gebildet zu sein und es auch zu zeigen. Es tut der Männlichkeit keinen Abbruch, ein Buch gelesen zu haben, mit Sprache umgehen zu können.

Aber mehr Geld verbessert nicht zwangsläufig Leistungen, wenn auch der Präsident wie seine Vorgänger die Mittel um einige hundert Millionen aufzustocken verspricht. Arne Duncan, der neue Bildungsminister, weiß das aus seiner siebenjährigen Erfahrung als Oberbeauftragter der öffentlichen Schulen Chicagos. Z.B. ließ er in den sozial schwächsten Vierteln Schulen zehn bis zwölf Stunden geöffnet, auch an Wochenenden, um Kindern und Jugendlichen Nachhilfe, Sonderprogramme und Sportmöglichkeiten anzubieten. Lange scheute man sich, das Kind beim Namen zu nennen, obwohl schon der 1966 von der Regierung in Auftrag gegebene Coleman Report auf einige, eigentlich offensichtliche Faktoren hinwies, die mit dem Grad des Wohlstands einer Schule wenig zu tun haben: Schwänzen, Stunden vor dem Fernseher - heute würde man sagen vor dem PC -, Qualität und Quantität der Bücher im Haushalt. Also doch Bücher. Aber die werden ja von den anfangs zitierten Statistiken nicht erfasst.

Update: Der Gouverneur von New Mexico hat die Todesstrafe abgeschafft.

Fortsetzung folgt: Über Colleges und Universitäten